

# Wöchentliche Beilage zur Eborner Ostdeutschen Zeitung.

№ 47. 1889.

## Rain und Abel.

Novelle von A. G. v. Suttner.  
(Fortsetzung)

2. (Nachdruck verboten.)

Mein Regiment lag tief im Ungarlande,

dort, wo Steppensaum und Himmelsrand sich küssen, wo wenig Bäume nur die Einförmigkeit der Pusta unterbrechen und bestenfalls der Balken eines einsamen Ziehbrunnens dem umherschweifenden Blick begegnet. Schön sind diese Gegenden wahrlich nicht; an landschaftlicher Pracht fehlt es ganz und gar, und doch hat auch hier die Natur ihren eigenen Reiz, in dessen Betrachtung sich der Ankömmling gern vertieft.

Ich saß, eine Cigarre rauchend, vor meinem Quartier, einem sehr primitiven Bauerngehöfte, und verfolgte mit dem Blick die grauen Ringe, die nach und nach in der unermesslichen Bläue des Firmaments aufgingen; es war die Zeit des dolce far niente; die Tagesarbeit war gethan. Aus einer Beteiligung Oesterreichs an dem eben im höchsten Grade wüthenden deutsch-französischen Kriege war nichts geworden, und so hatte denn diese beschauliche Ruhe einigermaßen ihre Berechtigung. Aber meine Gedanken weilten doch dort, wo man sich schlug, wo Pulverdampf die Luft verunreinigte, wo das Todesröcheln in einem einzigen großen Seufzer zum Himmel emporstieg... und ich gedachte wehmüthsvoll der beiden lebensfrohen Gesellen, mit denen ich in Stuttgart fröhlich getafelt, und die vielleicht in diesem Augenblick kalt, mit starren Augen auf dem Schlachtfelde für immer schlummerten.

Hektor, mein braver Jagdhund, spitzte plötzlich die Ohren und lauschte. Ich rüttelte mich aus meinen melancholischen Träumereien auf, konnte aber außer dem Gezirpe der Grillen und dem Gequacke einiger vorlauter Frösche im nahen Sumpf nichts hören. Jetzt litt es

Hektor nicht länger, und mit Gebell stürmte er, gefolgt von einem halben Duzend Bundas,\*) um die Ecke. Als bald vernahm ich die Tritte eines Pferdes auf dem groben Kies, und im nächsten Moment bog mein Freund, Graf Waldberg, um die Ecke. Er war mein Nachbar und kommandirte den anderen Flügel meiner Eskadron.

„Grüß Dich! Ich komme zu Dir, denn es ist unerträglich langweilig drüben in meinem Neste. Wie wäre es, wenn wir nach Köcze ritten? Es soll heute dort ein Fest sein, und wir lernen bei dieser Gelegenheit den berühmten Badeort mit zwei Kabinen und einer Wanne auch gleich kennen.“

„Ganz einverstanden, doch ruhe Dich erst ein wenig aus. Die Hitze ist ja heute erstickend. — Mit hal!“ rief ich meinem Diener zu, „bring uns Wein und Kohitscher.\*\*) Mit Besserem kann ich nicht dienen,“ entschuldigte ich mich meinem Gaste gegenüber, „außer Du zögest Kaffee oder Thee vor.“

„Danke, ich gebe mich mit einem Glas Kohitscher vollkommen zufrieden, aber schnell, denn wir haben noch zwei gute Wegstunden vor uns.“

Die Erfrischung war bald eingenommen. Die Pferde wurden vorgeführt, und da die Temperatur etwas erträglicher geworden, galopirten wir wohlgemuth über die endlose Ebene dahin.

„Schrecklich einförmig ist es hier!“ begann Waldberg. „Nichts als Sand und Himmel, Schweineherden und Bauernböter, Gardas\*\*\*) und Gefindel. Kein weibliches Wesen, mit Aus-



Edelfräulein aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. (S. 371)

\*) Bauernhunde.  
\*\*) Sauerwasser.  
\*\*\*) Wirthshäuser.

nahme der Dorfschönheiten meiner Station, die noch dazu schon alle von meinen Manen mit Beschlag belegt sind, und diesen kann ich doch als gestrenger Kommandant unmöglich Konkurrenz machen!"

"Nun, vielleicht findest Du in Röcze einen Faden, den Du anknüpfen kannst."

In heiterem Wechselgespräch verging uns die Zeit schnell, um so mehr, als uns der prächtige Reitboden zu manchem längeren Jagdgalopp einlud. Wir machten diesen Weg zum ersten Male, und da keine unüberwindlichen Hindernisse (nach der zu Rathe gezogenen Karte wenigstens) zu befürchten waren, ritten wir querfeldein in der Luftlinie gegen den Badeort.

Wir gelangten in ein Dorf, an dessen Ende ein hübsches Kastell von einem geräumigen, aber nach allen Richtungen offenen Parke umschlossen lag. Die großen Baumanlagen, die wir schon von Weitem bemerkt hatten, luden uns ein, in ihrem Schatten etwas Schutz vor den Strahlen der Sonne zu suchen, und wir lenkten unsere Pferde in langsamem Tempo auf den Mittelweg dieser durch kein Thor verwehrten kleinen Dase inmitten der sandigen Wüste. Einst mußte auf dieses liebliche Heim viel Sorgfalt verwendet worden sein: breite Wegenlagen durchzogen die Rasen- und Gebüschparthien, kleine Lusthäuschen und Tempel traten hier und da aus dem Dunkel des Laubwerkes hervor, aber Alles schien vernachlässigt zu sein; die Wege waren mit Gras bewachsen und von den Baulichkeiten hingen einzelne Trümmer herab oder lagen über den Boden gestreut.

Als wir unsere Pferde gegen eine dicht verwachsene Gebüschgruppe lenkten, welche am Ende des kleinen Weihers lag, hielt Waldberg, der vorausritt, plötzlich sein Pferd an. Ich sah ihn sich grüßend zur Seite neigen, dann trieb er sein Thier wieder schnell weiter. In demselben Augenblick gewahrte ich eine herrliche Frauengestalt, welche auf einer Felsenbank saß; vor ihr auf einem steinernen Tisch, auf den sie ihren schöngeformten Arm gestützt hatte, lag ein aufgeschlagenes Buch. Die weißgekleidete Gestalt hob sich plastisch wie ein Marmorbild vom dunklen Hintergrund des sie umgebenden Thuja-Dickichts ab. Ein Ausdruck unfäglichen Leides lag auf ihrem melancholischen Antlitz, welches das aufgelöste blonde Haar in goldigen Ringeln umrahmte.

Ich fühlte mich strafbar, so ohne Weiteres das fremde Eigenthum, wenn es auch nicht verschlossen gewesen, betreten zu haben, und wollte mich nach einem einleitenden Gruße eben entschuldigen, als die schöne Frau mit unendlich wohlklingender Stimme mir das Wort aus dem Munde nahm und sagte: „Rechtfertigen Sie sich nicht, mein Herr, es war von jeher Sitte in diesem Hause und in dessen Umgebung, daß Fremde unangemeldet hier eintreten und den Park begehen konnten. Es ist diese Bestimmung sogar auf dem Besitze vorgemerkt: ein Vorfahre meines Mannes, ein großer Menschenfreund, hat diese Klausel in seinen letzten Willen gesetzt, und so müssen es nun auch seine Nachfolger halten.“ Mit Würde und Ernst neigte sie ihr wundervolles Haupt.

Ich glaubte, diese Begrüßung des freien Eintritts nicht durch längeres, vielleicht zu dringlich erscheinendes Bleiben mißbrauchen zu sollen, und nachdem ich die Neigung ihres Kopfes als Zeichen der Entlassung genommen, verbeugte ich mich tief und folgte meinem Freund, der mir ein gutes Stück vorausgeeilt war.

„Welchen Eindruck hat diese Waldnymph auf Dich gemacht?“ frug ich Waldberg, der mich nun am Ende des Parkes erwartete.

„Einen ganz eigenthümlichen, ich möchte sagen einen unendlich traurigen,“ war seine Antwort. „Auf diesem herrlichen Gesichte hat

tiefer Kummer seine unverwischbaren Merkmale eingegraben; wie kann dieses arme Mädchen —“

„Mädchen?“ unterbrach ich. „Frau mußst Du sagen.“

„Frau? Woher weißt Du das?“

„Da sie von ihrem Manne sprach, muß sie wohl verheirathet sein.“

„Höre, Freund, ist sie verheirathet, so ist ihr Mann der Quell ihres Leidens. Wäre sie Wittwe, so könnte man glauben, sie traure um den unerfährlichen Verlust, doch würde sie dann in Weiß gekleidet gehen? . . . Nein, sei versichert, er lebt und ist die Schuld des Schmerzes, den sie nicht zu verbergen vermag. Was muß das für ein Schurke sein, der einem solchen Engel eine unheilbare Herzenswunde beizubringen vermochte! Bei Gott, wenn ich —“

„Nun, nun, ereifere Dich nicht so sehr, bester Freund! Wer weiß, ob Du Dir nicht da einen Roman zusammenstellst und mit Deinen Vermuthungen am Ziel vorbeischießest. Bileicht war es nur momentaner Unmuth, der ihre schöne Stirn umwölkte.“

„Verlasse Dich darauf, ich bin auf der richtigen Spur! . . . Gott Amor, ich danke Dir! Nun wäre ein Faden gefunden, und welcher prächtiges Gewebe könnte man aus diesem Faden spinnen: verfolgte Unschuld, unterdrückte Frauenehre, ich, ein zweiter Ritter St. Georg, würde den Drachen, ich meine ihren Mann, vernichten und die herrliche Jungfrau befreien.“

„Egoist! Und mir theilst Du dabei gar keine Rolle zu?“

„Doch doch! Du sollst der wackere, getreue Knappe sein, der —“

„Ja, der gutmüthig-dumm zusieht, wie sein Herr der Fee zu Füßen sinkt und der dann unten mit dem Gefinde den Hochzeitsbecher leeren darf, während im Festsaale die Holde dem Gebieter den langersehnten Kuß auf die Stirn drückt. Schäm Dich, Max, ich hätte Dich für menschenfreundlicher gehalten!“

Wir scherzten so eine Zeit lang fort, bis wir endlich unser Ziel erreichten.

Röcze liegt, von beschnittenem und verküppeltem Akaziengestrüpp umrahmt, in einer kleinen Dase, die von einer Mineralquelle durchzogen wird. Diesem Umstande verdankt der Ort den Namen „Bad“. Die primitive Einrichtung ist, oder war damals wenigstens, nicht darnach angethan, um irgend welche Gäste anzuziehen, und so bildete der Ort eher ein Ausflugsziel für die Bewohner der Umgebung. An schönen Tagen spielten dort echte und unverfälschte Zigeuner ihre heimatlichen Weisen; es wurde getanzt, getrunken, gespielt und hin und wieder ein kleiner Liebesroman eingeleitet.

Auch heute hörten wir schon von Weitem das Gewinsel der Fiedeln. Im Freien, unter den Akazienbäumen, hatten sich junge, lustige Leute versammelt, die meist aus Söhnen und Töchtern der in der Nähe lebenden Grundbesitzer bestanden, und als wir einritten, ging es schon ziemlich lustig und toll zu. Das Tanzprogramm wies ausschließlich nur Esardas auf, so daß die jungen Leute in Hülle und Fülle Gelegenheit hatten, ihre Glieder in allen möglichen und unmöglichen Drehungen und Verrenkungen zu dehnen.

Waldberg und ich hatten uns an einen Tisch gesetzt und ergöhten uns an der Art der Tanzenden, als sich ein ältlicher Herr, dessen Neukeres auf den ersten Blick den ungarischen Landedelmann besserer Klasse erkennen ließ, näherte, und, auf einen leeren Stuhl deutend, uns um Erlaubniß bat, an unserem Tische Platz nehmen zu dürfen da die übrigen Stühle alle schon besetzt, oder mit den Oberkleidern der Tanzenden belegt waren.

Gerne räumten wir dem freundlichen alten Herrn, der sich Arpad v. Inkey nannte, einen Platz ein, wofür er uns die Namen der besonders bemerkenswerthen Anwesenden mittheilte.

Mittlerweile war es Abend geworden. Die Unterhaltung wurde immer lauter, auch ältere Herren, denen der feurige Ungarwein in den Kopf gestiegen war, betheiligten sich am Tanze. Ab und zu kamen neue Gäste angefahren und unsere Aufmerksamkeit wurde besonders durch die Ankunft eines Mannes in Anspruch genommen, dessen Gefährt mit vier prächtigen Pferden bespannt war.

Der Ankömmling warf seinem Kutscher die Zügel zu, sprang vom Wagen und betrat musternd den Garten. Kaum hatte ihn der Primas\*) erblickt, als er mit einem Ruck den Esardas abriß und seinen Kollegen ein Zeichen machte, worauf sich Alle erhoben und gegen den neuen Gast gewandt den pompös klingenden Rakoczymarsch anstimmten. Die Tänzer ließen erstaunt ihre Tänzerinnen stehen, und Alles blickte auf Jenen, dem diese musikalische Ovation galt.

Auch unseres alten Edelmanns Aufmerksamkeit wurde dahin gelenkt, doch als er den Ankömmling erblickte, zog er sich scheu hinter uns zurück und murmelte einige ungarische Flüche vor sich hin, wovon mir nur ein aus vollem Herzen kommendes „Kutja teremted!“\*\*) geläufig war, ein Ehrentitel, mit welchem sich die Landesfinder häufig zu belegen pflegen.

Wir besahen uns den so Bezeichneten etwas genauer: er war von hohem, kräftigem Wuchs; das Gesicht mußte einst schön gewesen sein, doch hatten Laster und Trunksucht unverkennbare Merkmale auf demselben zurückgelassen. Der Mann konnte kaum vierzig Jahre zählen, und schon waren seine dunklen Haare und sein kurz geschnittener Vollbart stark mit Weiß gemengt. Im Ganzen machte er einen imponirenden, dabei aber doch widerlichen Eindruck, und Waldberg, der nicht gewohnt war, mit seinen Gedanken hinter'm Berg zu halten, äußerte sich ziemlich laut und unbesangen:

„Was will der Bettjäger\*\*\*) mit seinem frechen Auftreten?“ Dann rief er den Zigeunern zu: „Fiedelt euren Esardas zu Ende und unterbrecht nicht das Tanzvergnügen!“

Dabei warf er dem alten, verwiterten Gymbalschläger das klingende Argument auf sein Instrument, ein Umstand, der diesen veranlaßte, dem Primas einen Rippenstoß zu versetzen und ihn auf die Wünsche des Föhdnadjur†) aufmerksam zu machen. Ohne Zeitverlust ging das Orchester aus dem Marsche in einen beliebten Husaren-Esardas über.

Hatte der Fremde die Worte Waldberg's vernommen, oder ahnte er nur die Antipathie, die dieser ihm entgegenbrachte? Ein giftiger Blick streifte meinen Kameraden, und dieser Blick — wo hatte ich ihn nur schon gesehen? Er war mir nicht fremd. Ich grübelte vergebens, auch wurde meine Aufmerksamkeit durch Herrn v. Inkey abgeleitet, der sich an Waldberg gewandt hatte und zu diesem sagte: „Herr Oberlieutenant, ich warne Sie vor jenem Menschen. Er ist ein böser Geselle, ein Trinker und Händelsucher erster Klasse, dabei hat er Geld und aus diesem Grunde viele Freunde, freilich nur Leute seines Schlages, aber —“

„Wieso warnen Sie mich?“ brauste mein Freund auf. „Glauben Sie, ich fürchte mich vor so einem Prayler? Der Bursche ist mir äußerst unsympathisch, und ich möchte ihm am liebsten sofort für sein freches Auftreten eine tüchtige Lektion geben.“

„Kerem, Herr Oberlieutenant, nichts für ungut,“ begütigte der alte Herr, „ich zweifle nicht im Geringsten an Ihrem ritterlichen Muth, aber ich denke es mir weder angenehm für Sie,

\*) Kapellmeister.

\*\*) Verdammer Hund.

\*\*\*) Räuber, verächtliche Bezeichnung, die häufig gebraucht wird.

†) Oberlieutenant.

noch für Ihren Herrn Kameraden, hier an diesem öffentlichen Ort in einen Scandal verwickelt zu werden. Dieser Kardoßy ist ebenso brutal als hinterlistig, und dürfte bald die öffentliche Meinung auf seine Seite bringen.“

Hörte ich recht? Kardoßy? — „Herr v. Inkey, wie nannten Sie diesen Menschen?“

„Baron Kardoßy,“ wiederholte der Befragte, „ein reicher Grundbesitzer. Eines seiner Kastelle, in Aboß, müssen Sie heute passirt haben, wenn Sie direkt von Ihrer Station kommen; ein schöner Besitz, aber seit einiger Zeit arg vernachlässigt. Kann auch wohl nicht anders sein, wenn sich der Herr fortwährend bei Gelagen und Festen herumtreibt!“

Kardoßy! Wie ein Blitz fuhr es mir durch's Gehirn. Ja, das war derselbe Ausdruck der Augen, den ich damals bei dem Irren auf der Fahrt von München nach Stuttgart bemerkt hatte, als der Wahnsinn zum Durchbruch gelangte! Genau dieser Ausdruck war mir vor wenigen Minuten in den Augen des Wüßlings aufgefallen, vor dem Inkey seine warnende Stimme erhob. Aber in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse konnten diese beiden stehen? Waren sie Brüder? Das schien mir das Wahrscheinlichste. Mein Kardoßy, so bezeichnete ich ihn in Gedanken, hatte aber viel edlere Gesichtszüge, schwärmerisch und leidend, während bei diesem Sinnlichkeit und frecher Uebermuth aus jedem Blicke leuchteten.

„Sie erwähnten vorhin den Ort Aboß, durch den wir geritten sein müßten,“ sagte Waldberg zu unserem Tischgenossen. „Ist das Kastell ganz verlassen, unbewohnt?“

„Nein, dort lebt die unglückliche Frau jenes Menschen.“

Max warf mir einen triumphirenden Blick zu: „Was sagte ich vor einigen Stunden? Hatte ich Recht? Wie?“

„Vollkommen, lieber Freund. Ich bewundere Deinen Scharfsinn oder vielmehr Deine Divinationsgabe, wenn es nicht vielleicht eine jene unergründeten Ahnungen war, die uns hier und da beeinflussen.“

Der Antömmling hatte sich inzwischen einen Platz im Kreise lustiger junger Männer gesucht und führte dort bereits das große Wort. Rohe Witze schienen ihm besonders geläufig, was ich daraus vernahmte, daß ich bemerkte, wie eine Tischgesellschaft, wobei sich einige junge Mädchen befanden, unter Vorantritt einer empört blickenden alten Frau sich vom Tische mit Ostentation entfernte und sich in das Innere der Gardabegab, ein Rückzug, den Kardoßy mit höhnischem Lachen begleitete.

Auch Waldberg hatte die widerliche, allen besser Gesinnten Aergerniß gebende Scene verfolgt, und da ich seinen aufbrausenden Charakter kannte und wußte, wie sehr seine ursprüngliche, eigentlich durch nichts begründete Antipathie jetzt — wo er in Kardoßy den Drachen erkannte, den er so gerne den schönen Augen der blaffen Kastellbewohnerin zuliebe vertilgt hätte — mehr an Bedeutung und Boden gewann, fürchtete ich, daß sich nur zu bald eine Gelegenheit finden würde, einen Streit vom Jaun zu brechen. Ich hielt es daher für gerathen, den Freund zum Ausbruch aufzufordern. Da stieß ich jedoch auf entschiedenen Widerspruch, und ich war nur froh, als endlich Inkey vermittelnd einlenkte, indem er den Vorschlag machte, das Innere des Gasthauses aufzusuchen, was um so rathamer war, als die Nachtlust für Solche, die sie nicht gewohnt waren, leicht fiebergefährlich werden konnte.

Endlich folgte Waldberg diesem von mir lebhaft unterstützten Vorschlage, und wir suchten und fanden ein unbefetztes Gemach im Inneren der Gardabegab.

Es war mir nicht recht verständlich, warum Max, der sonst kein Freund von Lärmenden

Festen war, gerade heute den wenig Vergnügen und Abwechslung bietenden Ort nicht verlassen wollte; erst als wir dem Inneren zuschritten und Inkey als gefälliger Wegweiser uns vorausging, flüsterete mir der Freund zu, ich möchte mich beim alten Edelmann des Näheren über Kardoßy's Gattin, denn diese war es sicher, die wir heute im Park gesehen hatten, erkundigen, er müsse erfahren, ob der Wüßling sie schlecht behandle, ob sie ihn liebe, oder ob etwa Beide von einander getrennt lebten.

Ich hatte es nicht nöthig, meine Begabung als Inquisitor auf die Probe zu stellen, denn kaum hatten wir unser Gemach betreten, und uns dort niedergelassen, als Inkey, nachdem er für unsere leibliche Kräftigung Sorge getragen, den unterbrochenen Faden seiner Schilderung Kardoßy's wieder aufnahm.

„Meine Herren, wie kann da eine Wirthschaft gedeihen, wenn, wie ich schon früher erwähnte, der Herr, der auch Hausvater sein soll, nur dem Vergnügen lebt und das Geld, das nicht er erworben, dessen Werth er demzufolge auch nicht schätzen gelernt, auf so unverantwortliche Weise vergeudet! Er vernachlässigt nicht nur die Gebäude, wie Sie vielleicht im Vorbeireiten bemerkt haben werden, er vernachlässigt auch die Pflichten als Patriot, statt sich als Abgeordneter wählen zu lassen — und das wäre bei seinem Vermögen ein Leichtes — und so seinem Vaterlande erprießliche Dienste zu leisten —“

„Entschuldigen Sie,“ unterbrach Waldberg die etwas in die Länge gezogene Charakteristik Kardoßy's, „in welchen Beziehungen steht er zu seiner Frau?“

„Belieben Herr Graf, dieselbe zu kennen?“ „Kennen? Eigentlich nein, aber ich glaube, sie heute im Park des Kastells, welches wir berührten, gesehen zu haben; die Schilderung des verwahrlosten Ortes stimmt vollkommen mit dem, was wir dort bemerkt, überein. Er vernachlässigt seine Frau, nicht wahr? Sie ist doch jung und schön.“

„Prachtvoll schön und prachtvoll gut!“ erwiderte Inkey in seinem etwas mangelhaften, aber gemüthlichen Deutsch. „Aber vernachlässigen wäre hier nicht der richtige Ausdruck, umnaks,\* er mißhandelt sie, der Schuft! O, da könnte ich Ihnen lange Geschichten erzählen, doch was interessiert es die Herren!“

„Gewiß, gewiß interessiert es uns!“ fielen wir zu gleicher Zeit ein. Waldberg dachte ohne Zweifel an die leidende Frau, ich jedoch mehr an meinen armen Irren, denn ich ahnte da einen Zusammenhang.

„So? Nun dann, wenn Sie erlauben.“ Inkey füllte die Gläser von Neuem, zog seinen langen Tabaksbeutel heraus, stopfte sich seine silberbeschlagene ungarische Pfeife und murmelte einige „teremtetes“, während das rohe Gejohle Kardoßy's und Genossen, begleitet vom Lusch der Musik und Gläsergelirre, bis zu uns hereindrang.

(Fortsetzung folgt.)

### Edelfräulein aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts.

(Mit Bild auf Seite 369.)

Unser Bild auf Seite 369 zeigt uns ein schönes Edelfräulein aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, dem die Kleidfame Tracht, wie sie sich zu jener Zeit unter dem Einflusse der Renaissance aus der entarteten altdeutschen Tracht entwickelt hatte, gar vortrefflich zu Gesicht steht. Zum Nieder mit Puffenärmeln gefesselte sich damals der weite vieredrige Ausschnitt; kostbarer Schmuck ziert den Hals unjerer Schönen, und der breite Hut aus Sammetstoff mit wallender Straußenfeder gibt der Trägerin zugleich einen gewissen Anstrich des Genialen. Bereits nach 1530 aber begann die überall eindringende

\* Herren.

steife spanische Tracht die vorher aufgetommenen freieren Formen im Kleiderschnitt wieder zu verdrängen und mit Hilfe von Watte, Wulsten und Fischbeingestellen den Menschenkörper zu verunstalten, wie dies ja leider, kurze Perioden abgerechnet, fast stets das Wirken der Mode gewesen ist.

### Die Strafe des Kang und des Prangers in China.

(Mit Bild auf Seite 372.)

In den chinesischen Gefängnissen tragen fast alle Inzassen derselben schwere Fesseln, und manche von ihnen werden noch durch besondere Strafmittel heimgesucht, von denen unsere Abbildung zwei der gebräuchlichsten veranschaulicht. Zur Rechten erblicken wir einen Unglücklichen, der an einer Kette liegt und um den Hals den Kang, einen schweren drückenden Holzrahmen trägt, welches Marterinstrument ihm auch während der Nacht nicht abgenommen wird. Auf breiten Papierstreifen ist des Art des Vergehens bezeichnet, ebenso bei dem links daneben sichtbaren Gefangenen, der in dem bis an den Kopf reichenden Gerüste des Prangers aufrecht stehen muß. Bei manchen Vergehens wird diese Strafe des Prangers noch dadurch verschärft, daß der Betreffende vor dem Thor des Gefängnisses ausgestellt wird, während besondere Vorrichtungen ihn zwingen, dabei eine komisch sein sollende Stellung anzunehmen, und in der ihm zubilligten Zeit darin zu verharren. Gleichzeitig enthält eine hölzerne Tafel auf seiner Brust die Worte: „Dem öffentlichen Gelächter ausgelegt.“

### Hinter den Coullissen.

(Mit 5 Bildern auf Seite 372 u. 373.)

In die geheimnißvolle Welt hinter den Coullissen lassen die 5 Bilder auf Seite 372 und 373 unsere Leser interessante Blicke werfen. Da sehen wir auf Seite 373 zunächst, wie der, besonders in dramatisch bewegten Szenen so wirkungsvolle Donner hervorgebracht wird, indem nämlich ein Arbeiter die auf einer der Gallerien des Schnürbodens (S. 372), welcher die gesammten Zug- und Hängewerke enthält, aufgehängte Donnertrommel bald stärker, bald schwächer mit einem Doppelschlägel bearbeitet. Das ein Gemitter begleitende Säusen und Pfeifen des Windes erzeugt die Windtrommel, eine mit Willen verfehene Walze, über die ein Streifen starken Taffets gespannt ist. Dreht man diese Walze, so erzeugt die Reibung der scharfen Kanten auf dem Taffet ein je nach der schnelleren oder langsameren Drehung schärferes oder schwächeres Säusen und Pfeifen. Wirft nun noch gar der bleiche Mond durch finstere Wolken sein Licht auf die Scene, so ist die Wirkung des Düster-Grauenhaften auf den Zuschauer vollständig, obgleich auch dieser Effekt mittelst einer ganz einfachen Maschinerie, dem Mondwagen, erzielt wird. Dieser befindet sich hinter dem mit Wolken bemalten Prospekt und trägt einen starken Balken, an dem mittelst Flaschenzuges ein Reflektor auf und nieder bewegt werden kann, der, dicht an den Prospekt gedrückt, die volle Mondscheibe vorstellt. Endlich sei noch der einfachen Vorrichtung zur Erzeugung des Wellenschlages gedacht. Es werden lange Walzen mit zahlreichen längeren und kürzeren Armen quer über die Bühne gestellt und darüber eine große, mit Wellen bemalte Leinwand gebreitet. Dreht man nun die Kurbeln der Walzen, so heben die Arme der letzteren an zahlreichen Stellen das Tuch bald mehr bald weniger hoch empor, bald lassen sie es einsinken, was im Zuschauerraum die Vorstellung von Wellenbewegung erregt.

### Der böse Markgraf.

Historisches Charakterbild

von

Paul Schwanseder.

(Nachdruck verboten.)

Die deutschen Fürsten und Höfe im vorigen Jahrhundert bieten in ihrer überwiegenden Mehrzahl ein trauriges Bild der Entartung und sittlichen Verkommenheit dar. Ludwig XIV. mit seiner glanzvollen Hofhaltung galt für die meisten als das leuchtende Vorbild, das man namentlich in seiner prunkhaften Außenseite mit Eifer nachzuahmen bemüht war. Einer suchte darin den Anderen zu überbieten, und die

Meisten trieben einen Luxus, der weit über ihre Verhältnisse hinausging und naturgemäß den Verderb des Landes nach sich ziehen mußte.

So sah es im Wesentlichen an den meisten kleinen Fürstenthümern Deutschlands im vorigen Jahrhundert aus und es ließe sich dafür eine ganze Anzahl von Beispielen aus der Reihe der Fürsten, Herzöge und Grafen dieser Periode herbeiziehen. Für diesmal aber mag es mit Einem genug sein und zwar wählen wir dazu nicht einen von Denen, deren Namen noch heute viel genannt werden, sondern einen, auf den sich das bekannte Wort aus „Des Sängers Fluch“ von Umland „versunken und vergessen“ anwenden ließe.

Wer spricht heute noch vom Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach? — Niemand! Und doch hat er dereinst viel von sich reden zu machen gewußt. Viel Gutes freilich hat man nie von ihm gehört, am wenigsten bei seinen Lebzeiten, wo er nur unter dem Namen der wilde, tolle oder böse Markgraf bekannt war.

Das kleine Fürstenthum Ansbach, heute ein Theil des bayerischen Regierungsbezirks Mittelfranken, umfaßte damals etwa 65 Quadratmeilen. Unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges hatte das Ländchen entsetzlich gelitten und nur langsam erholte es sich von den Drangsalen, unter denen die Bevölkerung auf ein Drittel zusammengesmolzen war. Eine Reihe guter Regenten suchte die Keime des wiedererstehenden Wohlstandes nach besten Kräften zu fördern. Schon athmete man auf und sah guten Muthes in die Zukunft. Da setzte die Ungunst des Schicksals nacheinander zwei Fürsten auf den Thron, die fast lediglich ihren „noblen Passionen“ nachgingen und das Volk in schnödeste Weise ausbeuteten. Der erste

derselben, Wilhelm Friedrich (gest. 1723), brachte bereits durch seine wüste Wirthschaft das Ländchen an den Rand des Verderbens, und sein Sohn,

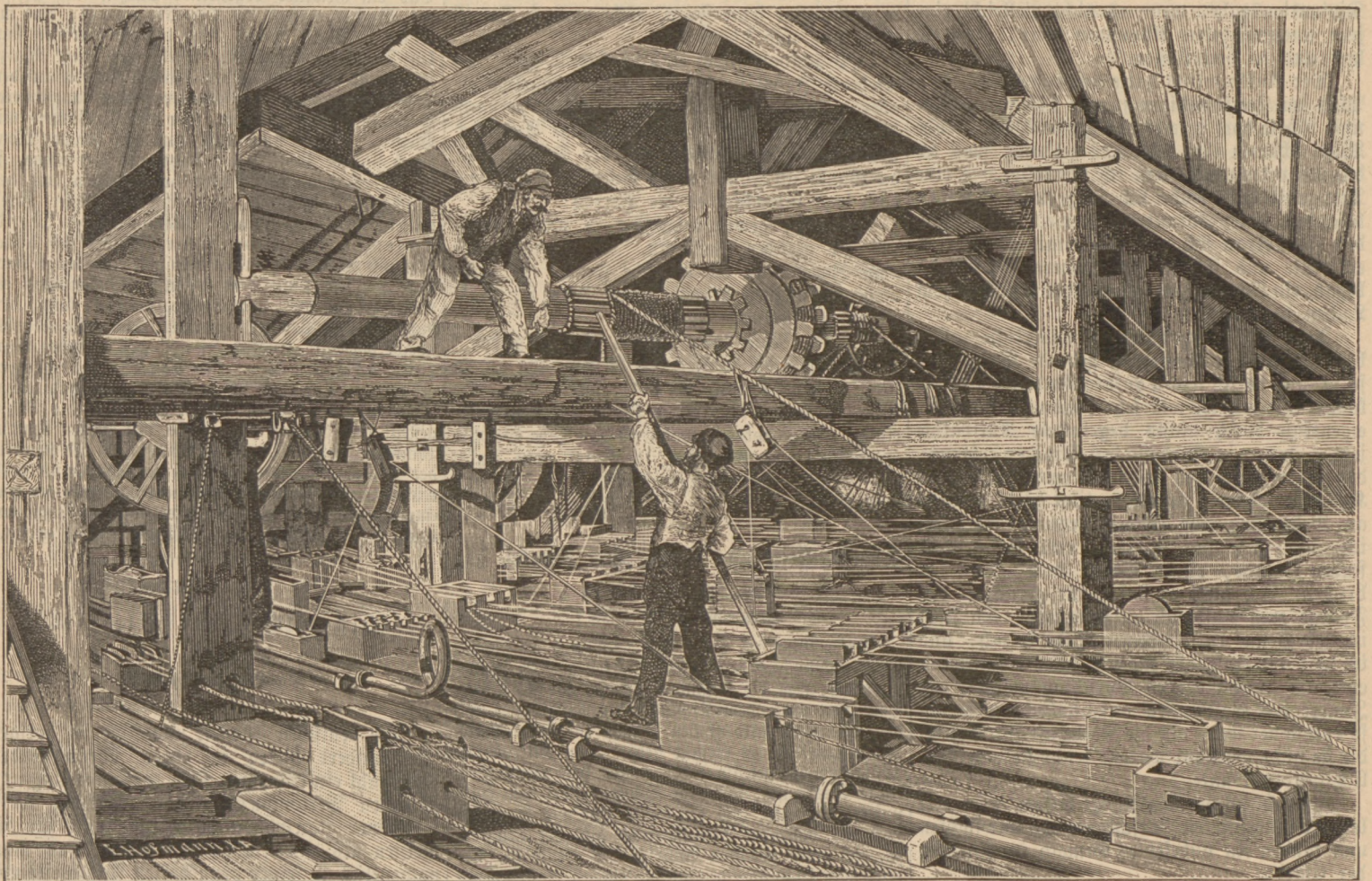


Die Strafe des Kaug und des Prangers in China. (S. 371)

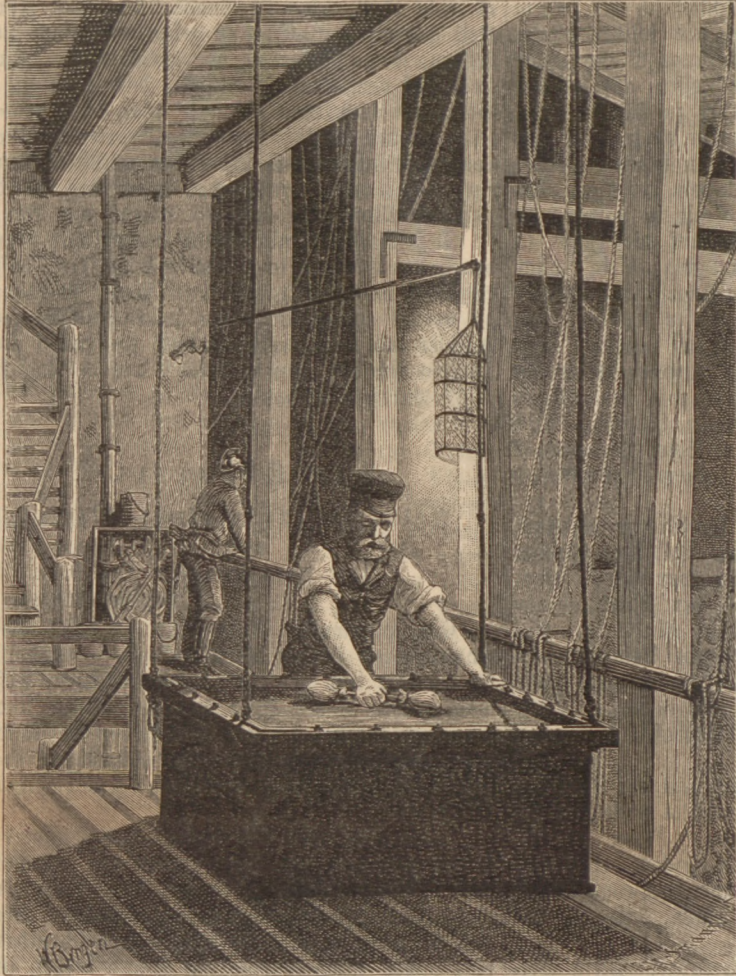
der obengenannte Markgraf Karl Wilhelm Friedrich, trat ganz in seine Fußstapfen, um den Ruin des Fürstenthums zu vollenden. Kaum,

daß er im Jahre 1723 die Regierung angetreten und sich mit Friederike Luise, der zweiten Tochter des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, vermählt hatte, so starb die Mutter, die bis dahin wie ein Schutzgeist um ihn gewesen, und nun ließ er seinen Launen die Zügel schießen. Seine Gemahlin vernachlässigte er immer mehr und hielt sich endlich fast ganz von ihr fern, so daß man ihn nur ein paarmal des Jahres zur Feier von Geburtstagen in ihrer Gesellschaft sah, und selbst an solchen Tagen fand die Begegnung gewöhnlich bloß auf der Jagd statt. Das Waidwerk bildete sein Lieblingsvergnügen und war diejenige seiner Passionen, welche er am meisten pflegte. Ihr opferte er fast seine ganze Zeit und immer neue große Summen. Sein Jagdpersonal war ebenso groß wie seine Armee; die Falknerei allein bestand aus nahezu 50 Personen, und seine Meute umfaßte über 200 Hunde, die in einem besonderen Gehege bei dem Lustschlosse Triesdorf untergebracht waren, wo er außerdem einen der größten Thiergärten unterhielt, die das damalige Deutschland aufzuweisen hatte. Ein tüchtiger Jäger stand bei dem Markgrafen weit mehr in Ansehen, als ein Mann der Wissenschaft, und wer sich bei ihm in Gunst setzen wollte, der mußte unbedingt dem Waidwerk huldbigen. Im Uebrigen war er die leibhaftige Bestätigung des Sprichwortes, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen sei, denn sein jährlicher, wildaufbrauender Charakter, der auch nicht den leisesten Widerspruch duldete und auch den bewährtesten seiner Diener mißtraute, kam nur zu häufig zum Ausbruch und dann schonte er Niemanden, der ihm in den Weg kam.

Eine Menge grausamer Gewalttakte bezeichnet



Hinter den Coulissen: Der Schnürboden eines Theaters. (S. 371)



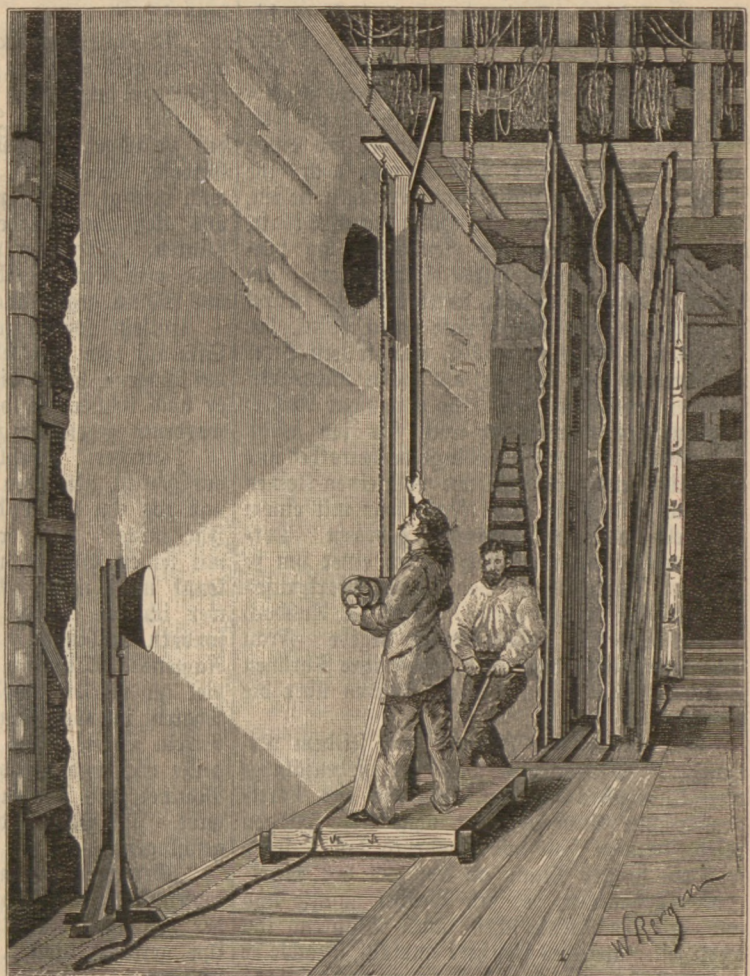
Donnertrommel.



Windtrommel.



Vorrichtung zur Erzeugung des Wellenschlages.



Mondwagen.

seine Regierung. Sein Zorn traf besonders diejenigen, welche sich gegen die Jagdgesetze vergingen, und die Soldaten, welche der harten Militärzucht zu entweichen trachteten; er verschonte aber auch die Personen seines Hofes und der Rathsstube nicht. Einen Oberst, Namens Einzel, ließ er wegen eines geringen Vergehens hinrichten. Einen seiner Günstlinge, Schauensfels mit Namen, überhäufte er anfangs mit Auszeichnungen. Derselbe war ein Wirthsohn aus Leutershausen, den er zum Freiherrn v. Schauensfels erhob und zum reichen Mann machte; als derselbe sich aber weigerte, einen grausamen Befehl seines Herrn auszuführen, ließ ihn dieser auspeitschen und jagte ihn davon.

Allerdings hat der Markgraf auch manches Gute gestiftet; so nahm er Verbesserungen in der Organisation des Landes vor, baute Schulen und Kirchen, begünstigte in toleranter Weise eine französische Kolonie in Schwabach und verschönerte seine Residenz durch ansehnliche Bauten. Doch werden dadurch die vielen rohen Gewaltthaten, die ihm zugeschrieben werden, und die Schuldenlast von 2,300,000 Thalern, die er durch seine wüste Wirthschaft dem ohnedies schon schwer bedrückten kleinen Lande aufbürdete, keineswegs aufgewogen.

Eine geheimnißvolle Geschichte, welche später die Ursache seines Todes geworden sein soll, knüpft sich gleichfalls an einen im Jahrgang von ihm verübten Gewaltakt. Der Vorgang wird wie folgt berichtet.

Ein kleines Unglück auf der Jagd konnte den Markgrafen in die übelste Laune versetzen. Eines Tages hatten die Hunde seinen Aerger erregt, indem sie einen Hirsch durch die Lappen, welche das abjagende Revier einfassten, ausbrechen ließen. Höchst verdrießlich begab er sich daher sofort nach den Ställen, in denen die Hunde untergebracht waren, ließ den Wärter, Leubinger mit Namen, rufen und überhäufte ihn mit heftigen Schimpfworten, daß er die Hunde nicht gehörig in Zucht halte. Dieser wagte etwas zu seiner Rechtfertigung zu entgegnen, worauf ihn der Markgraf, bereits dunkelroth im Gesicht vor Zorn, anschrie, er solle schweigen, sonst schieße er ihn nieder wie einen räudigen Hund. Der Wärter mag doch eine solche Behandlung nicht ruhig ertragen haben, denn im Nu knakte der Hahn einer Pistole, ein Schuß trachte, und Leubinger lag hingestreckt, in seinem Blute schwimmend, am Boden. Karl Friedrich Wilhelm gab darauf der herzugewendeten Dienerschaft einen Wink, den Todten vom Platz zu tragen, wandte sein Pferd und sprengte von dannen, als wenn nichts Besonderes geschehen wäre. So etwas gar Außergewöhnliches war es ja auch für ihn nicht. Der Gemordete war allerdings verheirathet und hinterließ außer der Wittve noch einen kleinen Knaben; indeß die arme Frau war mit einem Jahrgeld bald zum Schweigen gebracht. Derselben wurde bedeutet, daß sie sich einer um so größeren Unterstützung Seitens des Markgrafen zu getrösten haben werde, wenn sie Ansbach verlasse und sich außer Landes begeben. Frau Leubinger nahm das Geld, suchte ihre Thränen zu trocken und zog mit ihrem Knaben über die Grenze.

Eine Reihe von Jahren war seitdem vergangen. Mittlerweile war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, der auch für das Markgrafenhum Ansbach nicht ohne üble Folgen blieb. Einige Zeit vor Ausbruch des Krieges war ein junger Mann an den Hof des Markgrafen gekommen, der sich Wendel nannte und aus dem Hohenlohe'schen kam. Während ihn schon sein stattliches Aeußere empfahl, brachte er noch das Zeugniß mit, daß er ein vortrefflicher Jäger sei, und da sich dies bestätigte, so nahm ihn Karl Friedrich Wilhelm nicht allein sofort in seine Dienste, sondern begünstigte ihn immer

mehr und ernannte ihn schließlich zu seinem Leibjäger, so daß Wendel als solcher immer um ihn sein mußte. Der junge Mann zeigte sich ziemlich ernst und verschlossen, als sei ihm an der Auszeichnung, die ihm zu Theil wurde, wenig gelegen, verstand es aber vortrefflich, sich in die Launen seines Herrn zu schicken. Eines Tages befohl der Markgraf dem Leibjäger, sich für den anderen Morgen bereit zu halten, da er mit ihm in der Frühe auf die Jagd zu gehen wünsche, und zwar ganz allein, ohne andere Begleitung. In dem Angesichte Wendel's blitzte es freudig auf bei dieser Kunde. Zur bestimmten Stunde war er am nächsten Tage im Schloßhofe, setzte sehr angelegentlich die Büchsen in Stand und fuhr mit dem Markgrafen im offenen Jagdwagen hinweg. Nach Herrieden sollte es gehen, wo Seine Durchlaucht schon seit einigen Tagen einem prachtvollen Sechzehnder nachspürte.

Mitten im Walde auf der Grenze von Ansbach und Eichstädt hielt der Leibjäger plötzlich an und stieg aus. Ringsum war Alles todtensstill. „Was gibt's?“ fragte der Markgraf ungeduldig. Wendel gab keine Antwort. Ein kräftiger Fluch aus dem Munde Seiner Durchlaucht folgte und noch einmal die Frage: „Was gibt's?“ Wendel schwieg noch immer. „Hölle und Teufel!“ fuhr der Markgraf auf, „willst Du das Maul aufstun?“

„Nur Geduld!“ ließ sich jetzt der Leibjäger vernehmen, der hoch aufgerichtet dastehend auf einen nahen Grenzstein zeigte. „Kennt Ihr das, Herr Markgraf? Es ist das Zeichen der Grenze Eures Landes. Steigt aus und überzeugt Euch!“

„Was fällt Dir ein, Bube, bist Du toll geworden?“

„Keineswegs, Herr Markgraf! Mein Verstand ist in vollster Ordnung. Ich sage Euch aber: hier ist die Grenze Eures Machtgebietes und hier soll das Ende Eures schändlichen Treibens sein!“

„Vermaledeiter Halunke!“ kreischte der Fürst auf und griff nach dem Jagdgewehre, „soll ich Dir eine Kugel durch Dein wahnwitziges Hirn jagen?“

„Nur zu, wenn Ihr könnt, nur zu!“ rief der Leibjäger, „dafür ist gesorgt, daß diese Gewehre Niemandem wehe thun. Aber hier ist auch gesorgt,“ fuhr er mit Nachdruck weiter fort und ließ eine geladene Pistole in der Sonne blinken. „Herunter vom Wagen! sage ich, ich habe mit Dir zu reden, Markgraf, das kann nur Mann gegen Mann geschehen!“

Entsetzt sprang jetzt der Fürst von seinem Sitze auf und trat bebend auf die andere Seite des Wagens, hinter diesem Schutz suchend, indem er noch immer glaubte, einem wahnsinnig Gewordenen gegenüber zu stehen.

„Hierher!“ befohl der Leibjäger, ergriff den vor Furcht zitternden Markgrafen an der Hand und zog ihn hinter dem Wagen vor. „Kennt Ihr mich?“ fuhr er dann fort, ihn förmlich mit seinen Blicken durchbohrend. „Nein, Ihr kennt mich nicht. Aber ich will Euch sagen, wer ich bin. Nicht Wendel ist mein Name, sondern Leubinger. Entsimmt Ihr Euch dieses Namens? Natürlich nicht, denn Ihr hättet zu viel zu merken, wolltet Ihr alle schändlichen Thaten im Gedächtniß behalten, die Ihr in Eurem Leben schon verübt habt. Leubinger heiße ich, und ich bin der Sohn des braven Mannes, den Ihr aus bloßer Bosheit ermordet habt. Die Stunde der Rache hat jetzt endlich geschlagen!“

„Gerechter Himmel!“ stöhnte der Markgraf todtenbleich und sank in die Kniee, während der Leibjäger die Mündung seiner Pistole auf ihn gerichtet hielt. Eine peinliche Minute verging.

„Soll ich Euer sündiges Leben beschließen?“ fragte Letzterer nach einer Weile. „Verdient hättet Ihr's mehr als einmal. Aber ich will

es nicht thun, ich will Gnade üben, daß Ihr Zeit gewinnt, in Euch zu gehen und Euch zu bessern, wenn Besserung noch möglich ist. Ihr liegt auf den Knieen vor mir, das sei genug. Steht auf und lehret heim, ich mag Euer armseliges Leben nicht!“ Mit diesen Worten wandte Leubinger sich ab und schlug den nächsten Weg ein, der jenseits der Grenze durch den Wald führte. Man hörte niemals wieder von ihm.

Der Markgraf fuhr allein zurück, war aber durch den Vorgang so gewaltig erschüttert, daß er bald darauf erkrankte und starb, nachdem er vorher einem Geistlichen seine Sünden gebeichtet und unter Anderem auch den zuletzt erzählten Vorfall bekannt hatte. Der 3. August 1757 war sein Todestag.

## Ein Hühnerei.

Naturwissenschaftliche Skizze

von

Paul Tunsch.

(Nachdruck verboten.)

Ein Hühnerei! Was kann es wohl Gewöhnlicheres in der Welt geben? Und doch können wir dem geneigten Leser versichern, daß wohl nichts in der Welt so viele Räthsel und Wunder umfaßt und nichts mehr den Verstand der gelehrtesten Forscher zu beschäftigen geeignet ist, als eben ein ganz gewöhnliches Hühnerei.

Betrachten wir uns einmal das Hühnerei etwas genauer, um die ange deuteten Räthsel und Wunder kennen zu lernen, so werden wir wahrlich des Interessanten genug erblicken. Die das Ei umgebende Kalkschale, welche scheinbar eine dichte, undurchdringliche Wand bildet, ist mit einer unendlichen Zahl feiner Poren versehen, welche Luft ein- und austreten lassen. Ueberhaupt befindet sich im Ei viel Luft, viel mehr, als man glauben sollte, und diese Luft im Ei ist von außerordentlicher Wichtigkeit für das sich entwickelnde Geschöpf. Dicht unter der Schale des Eies befindet sich eine Haut, die sich bei genauerer Untersuchung als doppelt erweist und aus zwei zarten Häutchen besteht. Das eine derselben liegt unmittelbar an der Schale, während das andere das Eiweiß einschließt. Das dicht unter den Häutchen befindliche Eiweiß erweist sich als ein feines Fächerwerk, in dem sich eine dünne Flüssigkeit, das eigentliche Eiweiß, befindet. Das Fächerwerk hängt an zwei Stellen mit zwei dicken gedrehten Eiweißfäden an dem Dotter, dem Kerne des Eies, fest, und diese Fäden haften in zwei Knoten, den sogenannten „Augen“, zu beiden Seiten am Dotter.

Auch der Dotter ist von einem feinen Hautsack umhüllt. Unter dem Mikroskop erweist sich der Dotter als ein Brei, der aus kleinen Körnchen besteht, zwischen denen wiederum gelbliche Kügelchen und Fetttröpfchen schwimmen. Die Kügelchen sind hohl und haben ihre Farbe von einem gelben Oele, mit welchem sie gefüllt sind. Legt man den Dotter so vor sich hin, daß die beiden „Augen“ rechts und links zu liegen kommen, und gelingt es, denselben umzuwenden, ohne ihn zu zerreißen, so wird man alsbald gerade zwischen den Augen, mitten auf der Kugel ein dunkles Fleckchen in der Größe eines plattgedrückten Senffornes gewahren. Dies ist der Keimfleck, eine kleine Scheibe, die aus zwei Häutchen besteht, welche blätterartig aufeinander liegen.

Der Keimfleck ist von hoher Bedeutung, denn er ist bestimmt, das Hühnchen zu werden. Er wird im Laufe der Brützeit wachsen, sich verändern, hin und her schieben, strecken, senken, falten und biegen, bis er zu einem wirklichen Hühnchen mit Kopf, Schnabel, Beinen und Flügeln geworden ist. Hierbei wird er auf

eine eigenthümliche Weise bis auf die Schale das ganze übrige Ei verzehren, das nur für ihn vorhanden ist. Allerdings kann man keinem Menschen auf der Welt zumuthen, bei der Betrachtung dieses unscheinbaren, nichts weniger als einem Hühnchen ähnlichen Keimflecks, auf diesen Gedanken zu kommen, und wenn es nicht eben die Erfahrung lehrte, würden wir sicher Denjenigen als wahnfinnig bezeichnen, der so etwas behaupten wollte.

Wenn aber der Keimfleck bestimmt ist, durch Aufnahme des übrigen Eies ein lebendiges Hühnchen zu werden, so müssen im Ei auch alle Baustoffe vorhanden sein, aus denen später das Hühnchen gebildet ist. Und wirklich lehren uns die Chemiker, daß im Ei gar wunderliche Dinge vorhanden seien. So ist im Eiweiß neben Fett und Traubenzucker Natron, Chlorcalcium, gewöhnliches Kochsalz und Phosphorsäure in Verbindung mit mehreren Erdbarten vorhanden. Der Dotter aber enthält außer Käsestoff noch eigenthümliche Fettarten, aber auch Schwefel, Eisen, Kalk u. s. w., kurz wir haben im Ei ein richtiges chemisches Laboratorium vor uns. Diese Bestandtheile genügen, um unter gewissen Bedingungen aus der Keimscheibe ein Hühnchen zu entwickeln, und sind in so genau abgemessenen Mengen vorhanden, daß sie ihren Zweck der Blut-, Knochen-, Fleisch-, Muskel-, Federn- u. s. w. Bildung vollkommen erfüllen, und daß sie gerade aufgezehrt sind, wenn das ausgebrütete Hühnchen die Schale verläßt. Um nun aber die Veränderung der genannten Stoffe und deren Zusammenwirken an der Bildung und Entwicklung des Hühnchens zu bewirken, ist eine Wärme von 30° R. notwendig, welcher das mit Keimfleck versehene Ei ausgezehrt werden muß.

Wird nämlich einem Ei diese Wärme zugeführt, so geht alsbald eine Veränderung mit demselben vor. Infolge der Wärme beginnt das Leben, die organische Bildungsthätigkeit, bestehend anfangs in einer Bewegung der kleinsten Theilchen des Eies nach dem Mittelpunkte des Dotters. Schon nach sechs Stunden hat das Ei eine bedeutende Veränderung erlitten. Die Keimscheibe ist bereits ein schönes Stück gewachsen: sie liegt nicht mehr wie ein Deckel auf dem Dottergrüßchen, sondern ruht mit breitem Rande auf der Dotteroberfläche. Jedoch nur das obere Blatt der Keimscheibe ist gewachsen, während das untere seine Größe behalten, aber mit dem oberen zugleich eine andere Umwandlung erlitten hat. Wenn nämlich vor der Brütung das Mikroskop nur Kügelchen im Keimblatt zeigte, so bemerkt man jetzt lauter kleine Zellen, d. h. feine Bläschen, die von einer zarten Haut gebildet sind. Die anfangs bemerkten Kügelchen haben sich durch Theilung vermehrt, was die Bildung von Zellen zur Folge hatte. So unbedeutend dieser Vorgang in den Augen des Unkundigen erscheinen mag, so wichtig ist er, denn man muß wissen, daß die Zelle der eigenthümliche Grundbestandtheil alles Lebenden ist.

Nach wiederum sechsständiger Brütung ist die Veränderung schon weit bedeutender. Wir bemerken, wie die Keimscheibe, namentlich aber ihre obere Haut, noch weiter über den Dotter gewachsen ist, wie sich die Zellen vermehrt haben und wie mit dem unteren Blatte eine Spaltung und Uebereinanderfaltung geschehen ist, so daß die Keimscheibe nunmehr aus drei übereinander liegenden Blättern besteht.

Nach etwa fünfzehn Stunden der Brütung erblicken wir die erste Spur des Hühnchens. In der Mitte des oberen Keimblattes erscheint ein feiner Streifen, welcher an einem Ende etwas stärker, als an dem anderen ist. Es ist dies die erste Andeutung des Rückens, aus welcher wir jetzt auch die Lage des späteren Hühnchens erkennen können. Wenn man aber etwa

glaubt, daß dasselbe mit seiner Körperlänge nach der Länge des Eies liegt, so irrt man. Es liegt quer im Ei, und wenn man das Ei so legt, daß seine Spitze rechts kommt, befindet sich das starke Ende der Rückenlinie — wo später der Kopf des Hühnchens sein wird — oben, und das dünne Ende der Linie — der nachmalige Schwanz — unten.

Gegen Ende des ersten Brütages erheben sich zu beiden Seiten längs der Mittellinie im oberen Keimblatt zwei Wälle, so daß eine Rinne entsteht, welche gegen das Kopfsende zu tiefer ist. Zugleich erscheinen zu beiden Seiten der Rinne weiße Fleckchen, die ersten Anfänge von Knochen. Die beiden Wälle neigen sich mehr und mehr zu einander, wobei sie die Knöchelchen mitnehmen, bis sie zusammenwachsen und ein hohles Rohr, das Wirbelrohr bilden, das später zur Aufnahme des Rückenmarkes bestimmt ist. Am Kopfsende erhebt es sich blasenartig vom untersten Blatt her in die Höhe. Dabei krümmt sich der Rücken des werdenden Hühnchens mehr und mehr, so daß dasselbe jetzt wie ein umgestülpter Kahn auf dem Dotter liegt. Natürlich ist von einem wirklichen Kopf oder Rücken noch keine Rede, denn es sind dies Alles nur Krümmungen und Faltungen der Keimblätter, welche unten offen und hohl auf dem Dotter liegen. Bauch und Brust entstehen durch ein Schließen und Abschneiden der Keimblätter nach unten erst sehr spät.

Am zweiten Tage geht die Ausbildung des Wirbelrohres weiter vorwärts, und die Keimscheibe ist bereits soweit gewachsen, daß sie den ganzen Dotter umschließt, während der Theil derselben, welcher das Hühnchen zu werden bestimmt ist, sich immer mehr aufwärts hebt. Zugleich entstehen am Kopfsende vier blasenartige Erhebungen, welche wie vier werdende Köpfe erscheinen, sich später jedoch als Gehirnthelle erweisen. Gegen Ende des zweiten Tages zeigt sich wirklich ein werdender Kopf, der sich aber gegenüber den übrigen Theilen des Hühnchens durch ein sehr starkes Wachstum auszeichnet und tiefer und tiefer in den Dotter, auf die spätere Brust des Hühnchens niederstinkt. Auch gewahren wir an der vordersten Blase des Kopfes zwei Erhebungen, die späteren Augen des Geschöpfes. Im hohlen Wirbelrohre beginnt sich aber auch schon die Masse des Rückenmarkes zu bilden, und dort, wo sich der Kopf blasenartig von der Keimhaut erhebt und diese eine scharfe Biegung macht, trennt sich jetzt die mittlere von der oberen Keimhaut, wodurch ein sackartiger Raum, das spätere Herz des Thieres, entsteht.

Bis jetzt war das Hühnchen nur ein Auswuchs auf dem Dotter, jedoch am dritten Tage beginnt es sich nach unten abzuschneiden und der Dotter hängt nur noch als ein großer Futtersack an seinem offenen Leibe. Der sackartige Raum, den wir als Herz bezeichneten, fängt jetzt auch an sich zusammenzuziehen, indem er das Blut von der einen Seite aufnimmt und zu der anderen Seite hinaustreibt: das Herz beginnt zu schlagen. Zugleich spaltet sich die Kopshöhlung und aus der entstehenden Oeffnung entwickelt sich später der Mund des Thierchens. Eigenthümliche Längsfalten im Inneren des entstehenden Körpers deuten die Anfänge der künftigen Darmhöhle an, während sich in zwei Lappchen an der Hauptader des Herzens die künftige Leber zeigt. In der Brusthöhle deuten zwei kleine Anschwellungen die Anfänge der Lungen an, wobei wir auch schon den Beginn der Luftröhre gewahren. Das Herz macht wunderbare Bewegungen, indem es sich hin und her schiebt, hebt und senkt, so daß es fortwährend eine andere Lage hat. Mehr und mehr flachen sich die Gehirnbblasen ab und erscheinen nun eher als ein einziger Kopf. Auch die künftigen Flügel und Füße nehmen wir

schon als kleine Leistchen an der Bauchplatte wahr. Heute, am dritten Tage, aber macht das Geschöpfchen auch seine erste Bewegung: es wendet sich mit dem Kopfsende nach rechts, wodurch auch das bisher in der Mittellinie befindliche Herz endlich seinen richtigen Platz an der linken Seite erhält.

Am vierten und fünften Tage geht die Ausbildung der schon bezeichneten Theile des werdenden Hühnchens weiter vorwärts, der sechste Tag aber bringt ein neues, bedeutungsvolles Ereigniß: das Hühnchen beginnt zu athmen. Allerdings geschieht dies auf eine wunderliche Weise, durch einen eigenthümlichen blasenartigen Sack, der durch einen Kanal mit der Bauchhöhle in Verbindung steht und dicht an der Schale des Eies anliegt. Nach diesem als Lunge fungirenden Beutel, der von feinen Blutadern durchästelt ist, strömt das Blut vom Herzen des Thieres, entleert sich durch die Kalkwand der Schale der Kohlensäure und nimmt durch dieselbe neuen Sauerstoff auf, mit dem es zum Herzen zurückfließt. Diese eigenthümliche Athmung dauert bis kurz vor dem Austreten des Thierchens fort, bis, wie wir später sehen werden, die Lunge in Thätigkeit tritt.

Vom sechsten bis zum zehnten Tage geht das Wachstum des Hühnchens sehr schnell vorwärts. Namentlich aber ist es der Hals, der sich nach unten krümmend, fortwächst. Ueberhaupt beginnt dem werdenden Geschöpfe der Raum etwas zu eng zu werden, und es macht daher Anstalten, sich mit seiner Körperlänge nach der Länge des Eies zu wenden. Hierbei legt es den Kopf mit dem Schnabel nach vorn, damit es seiner Zeit mit demselben zu dem an dem breiten Ende des Eies befindlichen Luftraum stoßen kann. Es muß dabei eine höchst unbequeme Lage einnehmen und biegt den Hals wie ein lateinisches S, eine Haltung, welche junge Hühnchen selbst nach dem Austreten noch mit Vorliebe einnehmen.

Eigenthümlich ist die Entwicklung des Schnabels und der Füße des Hühnchens. Den Schnabel hält man anfangs unzweifelhaft für einen entstehenden Fisch, dessen Kiemen man vor sich zu haben glaubt. Erst später erkennt man diese „Kiemen“ als das, was sie sein sollen, nämlich als Ober- und Unterkiefer des künftigen Schnabels. Flügel und Füße sind in der ersten Zeit nur unansehnliche Leistchen und lassen sich nicht von einander unterscheiden. Erst mit der Entwicklung des Schnabels bilden sich auch diese verschiedenen Organe verschieden aus. Die Füße biegen sich nach vorn, die Flügel hingegen nach hinten, und während sich an den Füßen Behen entwickeln, entstehen an den Flügeln sonderbare verstümmelte Hände, von denen jede jedoch nur zwei lange Finger hat: die ersten Anfänge der künftigen Hauptschwungfedern.

Obgleich wir die Lunge schon in den ersten Brüttagen bemerkten, entwickelt sich doch dieselbe erst vollständig gegen das Ende der Brützeit. Darin liegt jedoch eine Weisheit der Natur, denn das Thier kann im Ei von der Lunge keinen Gebrauch machen. Es athmet, wie wir bereits gesehen haben, durch einen eigenthümlichen Beutel, der an der Einwandung liegt. Das Blut gelangt daher auch nicht zur Lunge, obgleich ein Weg dahin führt, sondern es schlägt einen viel kürzeren Weg ein, indem es durch ein besonders dazu vorhandenes Loch von einem Herztheile direkt zum anderen fließt. Bei dem ersten Athemzuge durch den Schnabel muß jedoch eine Veränderung des Blutlaufes vor sich gehen, durch welche das Blut gezwungen wird, seinen bisherigen Weg zu verlassen und durch die Lunge zu fließen. Es geschieht dies durch Verschließen jenes im Herzen befindlichen Loches mit einer bereits eigens dazu vorhandenen

Hautklappe, welche im geeigneten Momente jenes Loch verstopft und dessen spätere Verwachsung bewirkt.

Mit dem zwanzigsten Tage beginnen mittelst der Lungen die ersten Athmungsversuche des Thierchens, zu denen der an der stumpfen Seite des Eies befindliche Luftraum dient. Damit hört aber auch die bisherige eigenthümliche Athmung und der bisherige Blutumlauf auf, der nun durch die inzwischen völlig entwickelte Lunge erfolgt. Der Beutel, der bisher zur Athmung diente, dorrt ab und reißt bei der ersten Bewegung des Hühnchens dort, wo er an seinem Körper hängt.

Unser Hühnchen pickt jetzt schon recht munter an der Schale und ruht nicht eher, als bis ein Stückchen von derselben abspringt. Die ein-

strömende Luft saugt es gierig ein, empfindet aber auch erst dadurch das Unbehagliche seines Kerkers. Das Loch in der Schale wird erweitert, bis es sein Köpfchen zum Fenster hinausstrecken kann. So liegt es, oft stundenlang die neue, ihm fremde Welt beschauend, bis es mit einem kräftigen Druck gegen die Wandung der Schale dieselbe vollständig sprengt und nun seinen ersten Schritt in die Welt macht.

Vor unseren Blicken haben wir aus einem wunderlichen Dinge, das wir Ei nennen, ein lebendiges Wesen entstehen sehen, aber das Geheimniß dieser Lebensfabrik haben wir nicht geschaut. Es ist eben ein räthselhaftes Ding, solch' ein Hühnerei.

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Thure Bantou.** — Zu den kostbarsten und kostspieligsten Bauwerken der Welt gehört unstreitig der Louvre in Paris. Nach Fertigstellung desselben verbrannte Ludwig XIV. die Rechnungen, um möglichst zu verhindern, daß die Kunde von den Unsummen, welche der Palaß gekostet hatte, in weitere Kreise gelange. Erst in späteren Zeiten erhielt die Nachwelt Nachricht hierüber durch die Memoiren Mansard's und durch das „Musée de sculpture“ des Grafen Clarac. Von diesen wird mitgetheilt, daß der Bau des Louvre von 1664 bis 1679 nicht weniger als 10,608,969 Livres und von da bis 1698 aber 81,151,414 Livres, zusammen über 91 Millionen Livres kostete. Rechnet man hinzu, was zur Restauration des Palaßes bis zu Anfang dieses Jahr-

**H u m o r i s t i s c h e s.**



Wurft wider Wurft.

Schauspieler: Herr Direktor, ich nehme Ihre Engagement an, stelle aber eine Bedingung, nämlich die, daß Sie in den Scenen, wo Wein getrunken werden soll, auch wirklichen Wein geben.  
 Direktor: Sollen Sie haben; aber unter einer Bedingung.  
 Schauspieler: Nun?  
 Direktor: Daß Sie in den Scenen, wo Gift vorgegeschrieben ist, auch wirkliches Gift trinken.



Parte Beruhigung.

Sie: Mann! Mann! Ich fürchte, Du spielst, weil Du jetzt immer Abends die gefüllte Geldtasche in's Wirthshaus mitnimmst.  
 Er: Du kannst ganz beruhigt sein; ich nehme sie nur deshalb mit, weil ich fürchte, daß einmal Abends, während ich im Wirthshaus sitze und Du so mütterseelenallein zu Haus bist, solch gewalthätiges Gesindel bei uns einbrechen könnte, und dem möcht' ich mein Geld doch nicht preisgeben!

hundreds angewendet wurde, so ergibt sich die ansehnliche Summe von 110 Millionen. [F. W.]

**Eine eingefasene Majestät.** — Während der Regierung Kaiser Joseph's II. kam eine marokkanische Gesandtschaft nach Wien. Der Führer derselben redete den Kaiser nach einem lateinischen Texte, den ihm ein marokkanischer Dolmetscher in's Deutsche übersetzt hatte, in deutscher Sprache an. Dabei kam am Schlusse der Rede folgende wunderliche Wendung vor: „Möge der Allmächtige Gure Majestät einfalzen bis zum Ende der Welt.“ Der Dolmetscher hatte nämlich das lateinische Wort conservare (erhalten) nicht gekannt, in einem Lexikon dasselbe aufgeschlagen und als Uebersetzung unter Anderem „einfalzen“ gefunden. [F.]

**Kindliche Auffassung.** — Den Kardinal Fürst Schwarzenberg befremdete bei einer Schulvisitation auf die Frage, warum Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben worden seien, die Antwort eines kleinen Mädchens: „Sie haben ganz gewiß die Miethe nicht zahlen können und sind deshalb hinausgeworfen worden.“ Der Kardinal erkundigte sich näher nach der Familie des kleinen Mädchens und vernahm, daß dieselbe am Tage vorher aus ihrer bisherigen Wohnung wegen schuldiger Miethe gewiesen worden sei. Da die Noth der Familie sich als unerschuldet erwies, half der menschenfreundliche Kirchenfürst sofort und reichlich. [F. v. L.]

**Bilder-Räthsel.**



Auflösung folgt in Nr. 48

**Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 46.**

Bergiß nicht, wenn das Glück Dir dämmert, den guten Freund aus alter Zeit.

**Kreuz-Räthsel.**

A	A	C				
C	D	E				
D	D	E	E	E	E	
E	H	H	L	L	L	L
L	M	N	O	O	P	P
R	R	S				
S	T	T				

Werden diese Buchstaben richtig geordnet, so lauten die sich entsprechenden senk- und wagrechten Reihen gleich.

Dieselben nennen: 1) ein Raubthier, 2) eine deutsche Residenzstadt, 3) einen wohlschmeckenden Fisch; findet sich übrigens auch auf den Feldern und beim Gisingang.

Auflösung folgt in Nr. 48. C. Leo.

**Auflösungen von Nr. 46:**

des Logogriffs: Affe, Waffe, Waffel;  
 des Buchstaben-Räthfels: Otern, Austern.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.  
 Kommandit-Gesellschaft auf Actien.  
 Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.